

Monika und Willi Riemer

Eichbaum und Zypresse wachsen nicht im gegenseit'gen Schatten

Zwischenbilanz eines gemeinsamen geist-vollen Lebenswegs

Den letzten Vers des Gedichts „Von der Ehe“ von Khalil Gibran – „Und Eichbaum und Zypresse wachsen nicht im gegenseit'gen Schatten“ – hatten Monika und Willi Riemer zum Motto ihrer Silberhochzeit gewählt. Ihre Feier mit vielen Gästen – der Familie, Verwandten, Freundinnen und Freunden usw. – begannen sie mit einer Liturgie, die sie – als „Profis ohne Weihe“ – selbst vorbereitet hatten und der sie gemeinsam vorstanden. Zum Mittelpunkt dieser Liturgie zählte sicherlich für alle Beteiligten der Rückblick des Silberpaars auf ihre gemeinsame Geschichte und der Versuch, sie als gemeinsame und doch wiederum je individuelle Glaubensgeschichte zu deuten.

Auf Drängen von Freunden hin haben Monika und Willi Riemer sich bereit erklärt, diese Texte zur Veröffentlichung in diesem Heft zur Verfügung zu stellen. Auch wenn in ihnen nicht ausdrücklich vom Heiligen Geist die Rede ist, so bezeugen sie doch eindrucksvoll seine geglaubte Präsenz auf dem gemeinsamen Lebensweg. Sie können nicht einfach von anderen kopiert werden; aber sie laden ein, der eigenen Glaubensgeschichte bewußter auf die Spur zu kommen. red

Fünfundzwanzig Jahre gemeinsame Geschichte – das wirft an einem Punkt des Innehaltens auch die Frage nach Wert, Bedeutung und Deutung dieser Geschichte auf. Soll man sie konservieren, möglichst steril halten, hinter Glas oder in die Vitrine packen als museales Anschauungsstück?

Uns beeindruckt, wie das Volk Israel seine Geschichte, seine Geschichte mit Jahwe immer wieder erinnert und sie als Teil seiner Identitätsfindung begreift – Geschichte, die zur Glaubensgeschichte geworden ist und wird. Wir glauben, daß das eine Art des Umgangs mit Geschichte ist, die auch mit persönlicher Geschichte möglich ist.

Wir möchten an dieser Stelle keine Predigt halten; aber wir möchten etwas von dem sichtbar machen, was wir als roten Faden aus der Sicht des Glaubens in unserer Geschichte entdeckt haben.

Weil wir zwei verschiedene Menschen sind, gibt es trotz gemeinsamer Geschichte bei vielen Übereinstimmungen zwei unterschiedliche Glaubensbilder, durch die unsere Geschichte gedeutet wird: Für Monika steht im Vordergrund das Bild aus dem NT, in dem Jesus Menschen dazu befähigt, sich aufzurichten, stark zu sein, den aufrechten Gang zu proben. Bei mir ist es ein Vers aus dem 18. Psalm: „Du führst mich hinaus ins Weite, Du machst meine Finsternis hell.“

Wir haben vier Kapitel aus dem Geschichtsbuch unseres Zusammenlebens ausgewählt, die wir aus der Sicht dieses Glaubens interpretiert haben und in die wir Euch gerne Einblick geben möchten. Über allen Kapiteln steht ein Text oder Vers, der lange Zeit, oft bis heute, uns besonders wichtig gewesen ist.

Lebensgeschichten – Beziehungsgeschichte

You are mine
and I am yours
in love
I am I
and you are you
in thought
Independently
we share our lives
together

Susan Polis Schutz

Du bist mein und ich bin dein in Liebe – in diesem Satz fanden wir uns wieder, unsere Gefühle waren darin eingefangen, die wir uns immer wieder neu gegenseitig bestätigt haben, auch dadurch, daß dieser Text viele Jahre unsere Wand schmückte. Da gab es jemanden, dem ich so wichtig war, daß er täglich zu Fuß von der Stadt bis zur Dechaneistraße kam, um mich zu sehen. Wir konnten alles teilen, fast alles voneinander verstehen, gegenseitig unsere Wünsche nach Zärtlichkeit loswerden und empfangen. Nah – näher – am nächsten war die Devise dieser ersten gemeinsamen Zeit, und es war ein langer Prozeß und hat einiges an Kraft gekostet, sich aus der Umklammerung zu lösen und auch dem 2. Satz des Gedichtes von Susan Polis Schutz Raum in unserer Beziehung zu geben.

Ich bin ich und du bist du in den Gedanken. Indem es uns immer mehr gelang, die Umklammerung zu lockern, wurde es möglich, den anderen bei der Entwicklung noch nicht erschlossener oder unterdrückter Möglich-

keiten und Fähigkeiten zu unterstützen; ihn zu ermutigen, sich an Dinge zu wagen, die er sich vorher nicht zugetraut hat.

Immer wieder gab es auch die Gefahr, uns gegenseitig in den Schatten zu stellen, gegeneinander in Konkurrenz zu gehen, und die Notwendigkeit, sich auf den ersten Satz des Textes zu besinnen.

Unabhängig voneinander das Leben miteinander teilen bleibt sicher ein Projekt für die nächsten 25 Jahre. Wir glauben nach wie vor, daß es sich lohnt. Zu spüren, daß da eine/r ist, die/der dir hilft, deine Unfähigkeit-

ten in Fähigkeiten zu verwandeln, der versucht, dich zu ermutigen, den aufrechten Gang zu proben, der nicht nur mit Angst reagiert, wenn du über dich hinauswächst und er immer neue Facetten an dir entdecken muß; wenn du das spüren kannst, dann beginnst du vielleicht zu ahnen, daß die Absicht Gottes, ich will, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben, auch dir gilt, daß dein Lebensgefährte/deine -gefährtin mithilft, diese Absicht Gottes zu realisieren und du auch durch ihn/sie Gottes Spuren in deiner Geschichte entdecken kannst.

Lebensgeschichten – Geschichten mit den Kindern

Eure Kinder sind nicht eure Kinder.

Es sind die Söhne und Töchter von des Lebens Verlangen nach sich selber.

Sie kommen durch euch, doch nicht von euch;

Und sind sie auch bei euch, so gehören sie euch doch nicht.

Ihr dürft ihnen eure Liebe geben, doch nicht eure Gedanken,

Denn sie haben ihre eignen Gedanken.

Ihr dürft ihren Leib behausen, doch nicht ihre Seele,

Denn ihre Seele wohnt im Haus von Morgen, das ihr nicht zu betreten vermöget,

Selbst nicht in euren Träumen.

Ihr dürft euch bestreben, ihnen gleich zu werden,

Doch suchet nicht, sie euch gleich zu machen.

Denn das Leben läuft nicht rückwärts, noch verweilet es beim Gestern.

Ihr seid die Bogen, von denen eure Kinder als lebende Pfeile entsandt werden.

Der Schütze sieht das Zeichen auf dem Pfad der Unendlichkeit,

Und er biegt euch mit Seiner Macht, auf daß Seine Pfeile schnell und weit fliegen.

Möge das Biegen in des Schützen Hand euch zur Freude gereichen;

Denn gleich wie Er den fliegenden Pfeil liebet,

So liebt er auch den Bogen, der standhaft bleibt.

Khalil Gibran

Meine Tochter, mein Sohn – die besitzanzeigende Formulierung ging uns allemal schwer über die Lippen. Nicht, daß wir uns schwer taten, uns zu ihnen zu bekennen, im Gegenteil, sie waren alle von Herzen erwünscht, wenn auch die bewußte Bejahung des Wunsches nach Kindern von zwei zitternden Seelen getroffen wurde; zitternd aus Angst vor der Sorge um die Welt und die Bedingungen, in die hinein sie geboren wurden, und vor der Verantwortung für diese schutzbedürftigen, bildbaren, aber auch verbiegbaren Geschöpfe. Wir haben sie hineingenommen in unser Leben, unser gemeinsames und je individuelles und in unsere Geschichte mit ihren Höhen und Tiefen, ihren Stärken und Schwächen.

Erziehung, das war der Versuch, sie zu befähigen, die Liebe, die sie erfahren haben,

auf ihre je eigene Art weiterzugeben, sie stark zu machen für die Mitarbeit an einer menschenwürdigen Welt und sensibel für die Menschen, denen sie begegnen.

Aber Erziehung war von Anfang an gegenseitiger Prozeß. Ich hatte noch nie in meinem Leben auf der Straße vor Freude getanzt, aber kaum war Wiebke geboren, da habe ich den Weg vom Krankenhaus bis zur Wohnung hüpfend und tanzend zurückgelegt.

So hat jedes Kind Emotionen in uns geweckt, von denen wir vorher nicht wußten, daß sie in uns stecken. Waren wir davon überzeugt, die richtigen Grundsätze und Prinzipien für die Erziehung zu haben, so war es hier ein Blick, dort eine Träne, dann ein schmeichelndes Wort oder eine kuschelnde Geste, durch die uns die Kinder mit ihrer aktuellen Lebendigkeit konfrontierten und uns die

Grenzen der richtigen Grundsätze und Prinzipien vor Augen führten.

All unseren Versuchen, in den Augenblicken, die so schön waren, zu verweilen und sie am Wachsen zu hindern und sie an sich zu klammern, haben sie getrotzt und uns dadurch unsere Engherzigkeit bewußt gemacht – eine schmerzhaft Erfahrung.

Von Lebensphase zu Lebensphase führten sie uns in den Lernprozeß, Abschied zu nehmen, sich auf Neues, Unbekanntes einzulassen. Zuletzt hat Manuel das in seinem ersten Brief aus den USA, wo er vor wenigen Wochen seinen Zivildienst begonnen hat, formuliert: „Ich hoffe, ihr seid mir nicht böse, wenn ich angesichts des Abschieds von euch nicht traurig bin. Es ist so aufregend und neu hier. Ich freue mich riesig auf das, was alles noch auf mich zukommt.“

Viele sagen, Kinder haben, das bedeutet: Schlaflose Nächte, Einengung, Entbehrung und Verzicht. Und die das sagen, haben nicht Unrecht, aber durch Wiebke, Manuel, Jonas und Simon haben wir ungeahnte Fähigkeiten in uns entdeckt, sind zu Anwältinnen des Lebens geworden. Sie haben uns geholfen, das Leben als unvorhersagbaren Wachstumsprozeß zu begreifen und zu schätzen. Sie haben unseren Horizont weit gemacht, sie, die Zusage Gottes an uns, daß er ein Gott des Lebens ist.

Lebensgeschichten – Geschichte unserer Utopien

Man findet Freude an der Freiheit, wenn man spielend vorwegnimmt, was anders sein kann und anders werden soll.

Man befreit sich im Spiel und wohl immer zuerst spielend vom Zwang des gegenwärtigen Lebenssystems und erkennt lachend,

daß es gar nicht so sein muß, wie es ist und zu sein müssen behauptet.

Jürgen Moltmann

Zahlreich waren die Protestsongs der 68er, in denen sich unser Lebensgefühl ausdrückte. Ob Bob Dylan mit „Freedom“, Joan Baez mit ihrem „We shall overcome“, F. J. Degenhard mit seinem Lied: Deutscher Sonntag, – „... da frier ich vor Gemütlichkeit“ oder später im kirchlichen Raum Peter Janssens

mit dem Lied „Füllt den neuen Wein nicht in die alten Schläuche“.

Negativbilder einer bürgerlichen Welt, die sich satt und selbstzufrieden über das Wirtschaftswunder wunderte und die mit Verachtung und Aggression bestrafte, die an dieser ihrer Welt litten. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Anpassung oder Ausstieg. Letzteres geschah auf vielfältige Weise, z. B. in neuen Formen des Zusammenlebens in den Kommunen, in der Flower-Power-Bewegung der Hippies oder im geistigen Ausstieg durch die Entwicklung von Utopien. Wir wählten den dritten Weg, in unserem Gepäck eine riesige Portion von Verantwortungsgefühl. Wir fühlten uns verantwortlich dafür, daß ungestraft und kaum widersprochen Krieg und Gewalt salonfähige Mittel der Politik waren wie im Konflikt Nigeria – Biafra oder im Vietnamkrieg, daß die „dritte Welt“ draußen vor der Tür dahinvegetieren mußte, daß Schwarze durch die Apartheid wie Menschen 2. Klasse behandelt wurden, daß die Kirche immer noch hierarchisch strukturiert und autoritär geleitet wurde und demokratische Formen des Zusammenlebens hier keinen Raum gewinnen konnten. Was uns wieder Luft zum Atmen gab, uns Mut und Hoffnung machte, waren unsere utopischen Gegenwelten. Seit Martin Luther King: „Wir haben einen Traum“ war der Traum positiv besetzt und nicht nur Phantasterei. „Wer keinen Mut zum Träumen hat, der hat auch keine Kraft zu kämpfen.“

Wir hatten beides, und wir haben nicht selten verbissen gekämpft – gegen die Notstandsgesetze, für demokratische Strukturen an der Uni und in der Kirche, gegen Atomraketen, gegen den Vietnamkrieg und den Hungertod vieler Menschen in Biafra, gegen Nachrüstung, gegen Waffenexporte usw.! Für eine bessere Welt, so schien es, waren wir mitverantwortlich. Wir hatten die Idee von der Welt, und unser Engagement war nicht selten ideologisch. Das kostete viel Kraft und brauchte viel Solidarität, um gegenseitig die Wunden der Frustration zu lecken.

Während all der Zeit hing der Spruch von Jürgen Moltmann an unserer Wand. Man findet Freude an der Freiheit, wenn man spielend vorwegnimmt, was anders sein kann und anders werden soll. Man befreit sich im Spiel und wohl immer zuerst spielend vom Zwang des gegenwärtigen Lebenssystems und er-

kennt lachend, daß es gar nicht so sein muß, wie es ist und zu sein müssen behauptet. Unserer Meinung nach hat dieser Spruch von Moltmann in der Realität seine Bestätigung gefunden, wenn wir daran denken, daß die KSG von der Bistumsleitung oft als Spielwiese abgetan wird. Hier konnte z. B. in bezug auf demokratische Strukturen, auf das Verhältnis von Frauen und Männern, von Priestern und Laien vorweggenommen werden, „was anders sein kann und anders werden soll“.

Immer wieder sind uns Menschen begegnet, die uns gelehrt haben, daß die biblische Botschaft eine von Grund auf befreiende ist. Diese Utopie treibt uns nach wie vor voran. Sie zu erden wird uns weiterhin beschäftigen. Sei es im Kontakt mit der AVICRES, den Gewerkschaftlern von Glasurit do Brasil, den MitarbeiterInnen der Arbeiterpastoral in Santo André oder aber den Flüchtlingen und Asylsuchenden hier bei uns.

Lebensgeschichten – Glaubensgeschichten

Wenn wir auch einerseits Berufskatholiken sind, so erschöpfen sich unsere Glaubensgeschichten nicht in unseren Rollen, sondern haben ihre ganz persönliche Dimension. Es gibt daher nicht nur eine gemeinsame Glaubensgeschichte und deshalb auch zwei Texte, die als Bilder unserer Geschichte zwar nicht völlig konträr sind, die aber unterschiedliche Akzente betonen.

Ein Text aus der Apostelgeschichte (3, 1–10): Petrus und Johannes gingen um die 9. Stunde zum Gebet in den Tempel. Da wurde ein Mensch hineingetragen, der von Geburt an gelähmt war. Man setzte ihn täglich an das Tor des Tempels, das man die schöne Pforte nennt, dort sollte er bei denen, die in den Tempel gingen, um Almosen betteln. Als er nun Petrus und Johannes in den Tempel gehen sah, bat er auch sie um ein Almosen. Petrus und Johannes blickten ihn an, und Petrus sagte: „Sieh uns an.“ Da blickte er sie an und hoffte, etwas zu bekommen. Petrus sagte: „Silber und Gold besitze ich nicht, doch was ich habe, gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, des Mannes aus Nazareth, richte dich auf und gehe.“ Und er reichte ihm die Hand und richtete ihn auf. Da spürte der Mann Kraft in seinen Füßen und Beinen. Er konnte stehen, ging umher, tanzte vor Freude und lobte Gott. Ermutigung zum aufrechten Gang – das ist die eine Glaubensgeschichte.

Und die andere, das sind Verse aus dem 18. Psalm.

Den Leitvers können wir als Antiphon singen, dazwischen hören wir einige der Verse aus diesem Psalm:

Du führst mich hinaus ins Weite
du machst meine Finsternis hell.

Wer weiß, ob es für uns heute noch eine Glaubensgeschichte gäbe, wenn wir nicht auch aus beruflichen Gründen immer wieder gezwungen gewesen wären, uns mit biblischen Texten auseinanderzusetzen. Zunächst geschah das mit der Anregung von Hans Werners. Kurz nach Beginn unseres Studiums entdeckten wir, daß er regelmäßig den Sonntagabendgottesdienst in der Überwasserkirche gestaltete. Seine Predigten begannen uns die Augen für die befreiende Botschaft des Evangeliums zu öffnen. Gleichzeitig erkannten wir auch, in welchem Gefängnis, erbaut aus den Steinen religiöser und kirchlicher Sozialisation, wir steckten. Das Gefängnis aus Moral, Sündenbewußtsein, blutleeren religiösen Übungen, dezimiertem Selbstbewußtsein und angsteinflößenden Gottesbildern mußte abgerissen und der Schutt beiseite geräumt werden. Eine Arbeit, die Jahre dauerte und vielleicht immer noch nicht ganz abgeschlossen ist. Aber mit jedem Schritt Abbruchsarbeit wurde ein Stück Himmel sichtbar, der Horizont weitete sich und ließ einen Gott erkennen, der ein Gott des Lebens ist. Diesen Gott zu entdecken war die Voraussetzung dafür, in unserem Beruf und damit auch in der Verkündigung authentisch zu sein.

Doch auch für unsere je persönliche und gemeinsame Geschichte war die Entdeckung dieses Gottes wichtig. Durch ihn, den Gott, durch sie, die Göttin wurde es möglich für Monika als glaubende Frau den aufrechten Gang zu lernen, für mich, den Weg in die Weite zu wagen und die Kirche in ihren repressiven und ausgrenzenden Anteilen zu entlarven und zu kritisieren. Wir sind froh, unsere Gefängnisse eingerissen und unsere religiös motivierten Behinderungen überwunden zu haben, wir sind froh, vermittelt durch die biblische Botschaft von Jesus, einen Gott entdeckt zu haben, der uns nicht klein und abhängig will, sondern der sich uns in der Ermutigung zum aufrechten Gang und zur Erweiterung unseres Horizontes als ein Gott erweist, der auch uns Befreiung schenken und Fülle des Lebens möglich machen will.